

Mit Theo Lehmann

im Gespräch

Friedrich Hänsler spricht mit
Theo Lehmann

Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit.	7
Grundlegendes.	11
Die Liebe zur Musik.	21
Jugendgottesdienste und typische Predigten.	40
Der lästige Pastor – Erfahrungen mit der Stasi.	50
Besondere Erfahrungen	64
Die Wende – und was sich gewendet hat . .	70
Der Traum für die Zukunft	89

Jugendgottesdienste und typische Predigten

Was man in der Zeit des Kalten Krieges und in den Zeiten der Mauer im Westen gehört hat, das waren die guten Nachrichten von den Jugendgottesdiensten in Chemnitz. Es würde mich interessieren, da noch einiges zu erfahren.

Diese Jugendgottesdienste sind so ein Modellfall gewesen. Es gab damals auch gewisse Vorformen von solchen Jugendgottesdiensten oder Gottesdiensten in einer anderen Form. Die gab es auch in Chemnitz. Als ich in diese Stadt kam, da hieß sie noch Karl-Marx-Stadt. Es gab einen Gottesdienst, der nannte sich „Gottesdienst einmal anders“. Man merkt schon an dem Titel, dass es ein Gottesdienst sein sollte, aber eben ein anderes Angebot. Der Zeitpunkt war auch abends, nachmittags um fünf oder um sechs Uhr oder so. Heute würden wir sagen „wie ein zweites Programm“, und das war damals schon eine Sensation. Eine Band spielte da und die Pastoren traten ohne Talar auf usw. Diese besonderen Gottesdienste gab es in der Stadt also bereits.

Ich habe aber dann in der Gemeinde, wo ich Gemeindepastor war, einen speziellen Jugendgottesdienst für meine Gemeinde angefangen. Das war nicht einfach. Am Anfang stand die Frage des Kirchenvorstandes: „Was können wir tun?“, denn Zahlen sprachen vom Rückwärtsgang. Da sagte ich, der für die Jugendarbeit zuständige Pfarrer: „Da werde ich einen Jugendgottesdienst einrichten!“ Sofort war der Kantor auf 180. Wie aus der Pistole geschossen kam seine Frage: „Wollen Sie da auch Gitarrenmusik machen?“ Ich: „Na klar!“ Damit hatte unsere Schlossgemeinde ein Streitthema. Vergessen waren die Statistik, die Jugendlichen, die ohne Gottes Wort aufwuchsen, die Verantwortung für die verschwundenen Konfirmandenjahrgänge. Wichtig war nur noch die Frage, ob in einem Jugendgottesdienst auch aus dem Gesangbuch gesungen wird. Das war also die traurige Lage, aus der der Kirchenvorstand keinen Ausweg wusste. Aber nach wochenlangen Kämpfen blieb es dabei: Jugendgottesdienst mit Gitarre, ohne Kantor. Nun wurde mir vorgeworfen, ich handle unbrüderlich. Das war nun sehr hart; wir vom Team fragten uns, ob wir mit so einem schweren

Vorwurf belastet überhaupt noch mit dem Segen Gottes rechnen dürften. Aber nach vielen Gebeten wog die Sorge um die Jugendlichen schwerer. Der Missionsbefehl ist wichtiger als kirchliches Traditionsdenken.

Nun ließen wir uns die Karteikästen geben und schrieben alle Jugendlichen an, die mal vor etlichen Jahren, wir hatten eine bestimmte Grenze gesetzt, in dieser Gemeinde getauft und konfirmiert worden waren und die man nie wieder gesehen hatte. Die haben wir zum Jugendgottesdienst eingeladen. Es blieb eine rein gemeindliche Sache der Schlossgemeinde, in der ich Pastor war. Und es lief ein Nervenkrieg gegen uns, der wirklich nicht schön war.

Bemerkenswerterweise waren gleich zum ersten Gottesdienst ca. 600 Personen da. Schon vor 18:00 Uhr war die Kirche voll. Keine Ahnung, wo die Leute alle herkamen. Beim ersten Mal war die Bude schon voll und es ist angeschwollen, es sprach sich herum, ich weiß nicht wieso und warum, darüber kann man spekulieren. Fakt war jedenfalls, dass es nicht lange gedauert hat, da waren es ein paar Tausend Leute, die zum Gottesdienst kamen. Das habe ich dann jeden Monat einmal gemacht, jahr-

zehntelang. Zweihundert Jugendgottesdienste habe ich gehalten – und das Grundsche­ma ist immer gleich geblieben: eine halbe Stunde Musik, eine halbe Stunde Predigt, dazwischen ein paar Ansagen. Nie hätte ich für möglich gehalten, dass sich eine so einfache Form über 20 Jahre halten würde. Aber vielleicht liegt gerade in der Einfachheit das Geheimnis, ich weiß es nicht.

Irgendwo habe ich mir als Stichwort aufgeschrieben: Danielbuch-Auslegung 1985. Was war das?

Das war schon ein bisschen später, 1985. Na gut, das war mitten in der DDR-Zeit. Ich habe sehr gerne über das Alte Testament gepredigt, weil die Geschichten des Alten Testaments, ich lege es immer auf Christus hin aus, das ist ja klar, derartig prall voll von Leben sind, das ist unwahrscheinlich. Deshalb habe ich auch gerne für junge Leute das Alte Testament ausgelegt. Daniel hat mich gereizt – und gleichzeitig habe ich mich vor dem immer gefürchtet und gesagt: Wenn ich das mache, dann ist das meine letzte Predigtreihe, dann lande ich im Zuchthaus.

Heute ist es schwer, sich das vorzustellen, aber ich will versuchen es zu erklären: Wir haben hier in Karl-Marx-Stadt, heute Chemnitz, einen riesenhaften Kopf von Karl Marx stehen; er steht heute noch in dieser Stadt. Ein riesenhafter Kopf, den die Bevölkerung despektierlich den „Nischel“² nennt. Jeder wusste, dass in Chemnitz dieser riesengroße Kopf steht. An dem mussten alle am 1. Mai vorbeimarschieren, zumindest jedes Schulkind. In dieser Situation aus dem Danielbuch nur die Geschichte vorzulesen, wie der König ein Riesenstandbild in einer Ebene aufrichten lässt, damit alle es sehen können, und dann müssen Schalmeien und Musikgruppen spielen und dann alle daran vorbeiziehen und sich davor verbeugen – diese Geschichte nur vorzulesen im damaligen Karl-Marx-Stadt, war schon eine Unverschämtheit. Denn jeder dachte natürlich an den Kopf, an dem wir am 1. Mai alle vorbeimarschieren mussten, zumindest die Jugendlichen.

Das Vorlesen allein war schon eine Frechheit und dann ging es ja erst richtig los, dann kam erst die Auslegung dazu. Es war also ein

2 „Nischel“ ist ein sächsischer Ausdruck für „Kopf“.

gefährliches Unternehmen. Aber irgendwann habe ich mich dazu entschlossen und gesagt: Das mache ich jetzt einfach, weil dieser uralte Text so unglaublich in unsere Situation hineinspricht, das Bekenntnis dieser jungen Leute, die sich weigern, dem Staatsdienst zu folgen und bei Nebukadnezar mitzumachen. Diese vielen, vielen Einzelheiten und Parallelen, das habe ich alles ausgelegt als Stärkung für die jungen Leute, die bei uns unter dem Druck des Marxismus lebten und sich da verbeugen mussten, gegen ihren Willen mitmachen mussten. Um diesen das Rückgrat zu stärken, um zu zeigen, dass man mit Hilfe Gottes auch in einer solchen Diktatur durchkommen kann, bis hin durch den feurigen Ofen, habe ich diese Geschichten ausgelegt.

Es ist nichts von dem eingetroffen, was ich befürchtet hatte, kein Mensch hat mir etwas getan, aber ich habe damit gerechnet, dass es meine letzten Predigten sein könnten.

Deine Predigten sind ausgefeilt, ich stelle das immer wieder fest, bis hin zu Wortspielen. Manche Überschriften hast du sogar in Reimen. Wie

kommt das? Der Umgang mit der Sprache ist sehr gut. Ist das eine Gabe oder hast du dir das erarbeitet?

Wahrscheinlich beides. Aber es steckt natürlich unglaublich viel Arbeit dahinter. Das geht schon damit los, dass ich meine Predigten schriftlich mache. Ich marschiere nicht nach einer Viertelstunde Nachdenken mit einem Spickzettel auf die Kanzel. Das halte ich für verantwortungslos. Ich brauche unendlich viel Zeit, manchmal viele Tage, um so eine Predigt auszuarbeiten, zu schreiben.

Da wird ein leerer Bogen in die Maschine eingespannt und dann geht es los. Das ist ein Abenteuer für mich. Und ich lege natürlich nicht nur auf den Inhalt Wert, das ist ja klar, sondern eben auch auf die Form, was du jetzt angesprochen hast. Ich bin ein absoluter Sprachfan, lese unwahrscheinlich gerne und viel und habe selbst Freude daran, Sprache zu gestalten. Die Sprache ist ja nicht nur irgendetwas, sie ist in sich logisch. Es ergeben sich oft aus den Wörtern, aus der Sprache neue Gedanken. Wenn man sorgfältig mit der Sprache umgeht, kann es passieren, dass man dadurch neue Anregungen und Gedanken bekommt. Sei es, wie

es will, ich gebe mir eine riesenhafte Mühe, dass meine Texte sprachlich in Ordnung sind.

Es muss zum Beispiel alles einfach gestaltet sein, nachvollziehbar. Wenn ich da Wortspiele hineinbringe mit Alliterationen, Wiederholungen und so weiter, dann ist das vielleicht für viele Hörer im ersten Moment gar nicht nachvollziehbar, das kriegen sie vielleicht gar nicht mit. Aber es erleichtert das Zuhören, wenn der vorherige Satz mit dem nächsten Satz durch irgendein Wort oder durch Gedanken verzahnt ist. Das sind Dinge, die passieren nicht im improvisierten Reden, sondern das passiert an der Schreibmaschine, wenn man das Blatt Papier vor sich hat, es lesen und durcharbeiten kann. Das mache ich genau, sorgfältig und feile an den Texten herum, weil ich möchte, dass möglichst viel davon hängen bleibt und nichts unverständlich ist.

Und es muss mir auch selbst viel Spaß machen, so eine Predigt zu schreiben. Ich habe selbst Freude daran und möchte ein gutes Produkt abliefern, ich will selbst damit zufrieden sein. Deswegen ist es für mich immer ein Gebot gewesen, über das ich gar nicht diskutiere, dass meine Predigten sprachlich eine gute Form haben müssen.

Es fällt mir auf, dass du in deinen Predigten sehr stark Jesus und das Kreuz verkündigst. D. h. das Thema aus 1. Korinther 2: „Ich habe mir vorgenommen, dass ich nichts unter euch wüsste, als allein Jesus Christus und den als Gekreuzigten.“ Das scheint ein Schwerpunkt deiner Verkündigung zu sein. Wie kommt das?

Ich kann noch nicht einmal sagen, dass das eine bewusste Entscheidung ist. Es ist jedenfalls nicht so, dass ich mir vornehme, in jeder Predigt das Kreuz unterzubringen. Aber wenn ich meine Predigten hinterher lese, merke ich, dass es ständig passiert. Ich weiß gar nicht, ob es überhaupt eine Predigt von mir gibt, in der das Kreuz nicht vorkommt. Es ist nicht so, dass ich einen Zettel vorliegen habe: Kreuz hineinbringen! Nein, weil es die Mitte ist, kommst du als Prediger unweigerlich auf diese Mitte. Bewusst geplant habe ich das nicht, es ergibt sich einfach, was für mich logisch ist. Das Kreuz ist die Mitte unseres Glaubens. Wie gesagt, ich kann mich kaum an eine Predigt erinnern, wo es nicht vorkommt. Bei Evangelisationen sowieso, das geht gar nicht anders.

Das geht bei mir so weit, dass ich seit längerer Zeit den Mitarbeitern vorschlage, ein großes

Kreuz vorne aufzustellen. Wenn ich zusammen mit Jörg Swoboda bei der Zeltmission bin, dann wissen die schon: Wenn der Jörg und der Theo kommen, dann muss ein Kreuz her, und stellen vorne ein riesengroßes Kreuz hin. Schon allein deshalb, weil ich so ein fuchtelnder Mensch bin – dann kann ich während der Predigt darauf zeigen. Ich habe immer auf das Kreuz zu zeigen. Bis hin zum Optischen gehört es zur Predigt einfach dazu, schlicht und einfach.

Denn es nervt mich, dass zur Zeit alles und jedes als Werbefläche benutzt wird – nur bei den Christen ist dieser Trend nicht angekommen. Immer wieder habe ich in Räumen zu predigen, in denen ein christliches Symbol fehlt. Aber dieses Zeichen ist für mich – und für unsere Zeit – unverzichtbar.

Wenn ich mich recht erinnere, habe ich sogar meine Abschiedspredigt in der Schlossgemeinde, als ich als Pastor dort aufhörte, über den Text aus 1. Korinther 2 gehalten. Das Kreuz ist einfach die Mitte.